



Nr. 239.

Samstag, den 12. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

Aus allen Straßen.

Roman aus dem Nachtleben einer kleinen Stadt von Heinrich Bandlow.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Das Alter allein macht eine Sache nicht ehrwürdig, sonst wäre die Mauerstraße eine ehrwürdige Straße. Das Pflaster ist voller Untiefen, da der Mann, der es einst legte, wohllos mit großen und kleinen Steinen die Erde ausfüllte. Nun ragen die größeren hervor, und niemand denkt daran, sie einmal mit einer Ramme hinauszustoßen, niemand ist ärgerlich, wenn er darüber stolpert, und man schilt höchstens auf sich selbst, daß man wieder einmal die Augen nicht aufgesperrt habe.

An den Häusern findet selbst der Maler nichts, das er mit seiner Kunst verklären könnte. Der Stempel der Demut und Gedrücktbeit ist ihnen aufgeprägt, mit ihren kleinen, dunklen Fenstern sehen sie aus wie erstorben, und selbst die Fenster der Krämer, die mit Stärkeschachteln, Cichorienpäckchen und Glasbechern mit Bohnen ausgestattet sind, machen einen kläglichen Eindruck.

In der langen, engen Mauerstraße wohnen Tagelöhner, Schuhflicker und Fuhrleute, die mit ihren Wagen von der Ringstraße auf ihre Höfe gelangen. Die Ringstraße ist ein gepflasterter Weg, der die Stadt umschleicht und an die Wiesen grenzt.

Die Fuhrleute halten sich ein Pferd und mehrere Kühe und arbeiten sich langsam im Schweiß ihres Angesichts heraus. Sie sind anspruchslos und sparsam, und wer mit seinem Vieh und der Ernte Glück hatte, kann am Schluß seines Lebens seinen Kindern eine wohl eingerichtete Wirtschaft hinterlassen, so daß sie sich nach größerem Betriebe umsehen und zum Alderbürger aufrücken können. Es ist durchweg ein ernster, zäher Menschen Schlag, der hier in Herzens-einfalt und Sitteneinheit lebt und die Bedürfnisse und Genüsse der Kulturmenschen für Blunder ansieht, den man ohne Schmerzen entbehrt.

Die Mauerstraße ist immer belebt. Wenn die Frauen morgens das Waschwasser auf die Straße gießen, schauen sie nach links und rechts und entdecken bald eine Nachbarin bei ähnlicher Pflichtarbeit, und nun bilden sich Gruppen, die sich mit Gesprächen über das Wetter, die letzten Träume und die Festpreise erfreuen. Natürlich steckt auch hier wie überall der blasse Neid seine Nase in fremde Angelegenheiten, und wenn Frau Kirchenbiener zur Winterzeit ihren Muff hervorholt oder die Krämerfrau draußen ihren grünen Sammethut abbürstet, dann können die übrigen Frauen dem Drange ihres Herzens nicht widerstehen, und sie lästern ein bißchen und flüstern sich Heimlichkeiten zu.

Der Händler mit dem Fischarren macht hier seine besten Geschäfte, und er hat für seine Scherze dankbare Zuhörerinnen. „Holt frischen Hering! Drei für'n Groschen und 'ne Handvoll drauf zu!“ gewährt ihnen ebenso großes Ergötzen, als wenn ihre Nase einen Hering vom Fischarren stiehlt. Es gehört auch die ganze Aufmerksamkeit des Händlers dazu, sich nicht überlisten zu lassen. Sie kommen auf seinen Ruf aus dunklen Höfen hervor und scheuern unter jämmerlichem Miauen den Leib an den Rädern des Karrens; sie begleiten den Wagen ganze Strecken weit, und nicht selten gibt es unter ihnen Geseufze.

Durch diese Straße schritt Dr. Bischoff, der junge Arzt der kleinen Stadt. Es war um die Dämmerzeit; der Vollmond blinkte durch das Gewölk und ließ die langsam ziehenden Wolkengebilde erkennen, die vor seinem Licht dahingogen und es nicht verdecken konnten. Die Laternen brannten aus Hochachtung vor seinem besseren Licht nicht, und der Arzt ging mit den unsicheren, tastenden Schritten, die sich der Kleinstädter angewöhnt, an den Häusern entlang, schaute links und rechts auf die schlafigen Häuser mit ihren glanzlosen Fenstern, kam vorüber an dem Kramladen, aus dem ein schwaches Licht auf die Cichorienpäckchen fiel, und gelangte dann bei dem Fuhrmann Olien an, der ihm das Fuhrwerk zu seinen Reisen über Land stellte. Er trat hastig ein und erkundigte sich nach der Wohnung des Fuhrmanns Pläter, der wegen eines kranken Kindes bei ihm gewesen sei.

Olien war ein etwas schwerfälliger, starcknochiger Mann mit bartlosem, lederartigem Gesicht. Er war immer guter Laune und erheiterte den Arzt oft genug mit seinen trockenen und schalkhaften Bemerkungen. Wegen seiner guten Pferde und der Doktorföhren war er von seinesgleichen viel beneidet; aber er machte sich nicht das geringste daraus.

„Halten Sie sich die Nase zu, Herr Doktor!“ sagte er.

„Warum denn?“ fragte dieser.

„Wegen meiner Zigarre!“ erwiderte Olien.

Der Doktor zog lachend mit der Nase den Rauch ein und fragte, ob es eine geschenkte sei.

„Natürlich, Zugabe beim Kaufmann, überseeischer Tabak von den Antillen bei Stettin, Flor de Garg an der Ober.“

Er stand dabei auf und ging neben dem Arzt her, und sagte brauchen zu ihm:

„Hier nebenan! Rechts die erste Tür! Gehen Sie etwa drei Schritte auf dem Flur, nicht weiter, sonst fallen Sie die Treppe herunter! Kennen Sie Pläter?“

„Nein!“ entgegnete der Arzt.

„Er ist leicht an seiner schief gewachsenen Nase zu erkennen; er sagt ja, daß er nichts dafür kann; aber ich für meine Person habe eine Schwäche für gerade Nasen! Na, da sind wir schon vor seiner Haustür! Also nicht weiter als drei Schritte! In unseren Häusern sind Weinbrüche umsonst zu haben!“

Der Doktor fand sich nach der Anweisung auf dem dunklen Flur zurecht, und als er in die Stube trat, bemerkte er, daß die Frau nach der Art kleiner Leute ausgeräumt hatte. Bei dem schwächlichen Licht der Lampe sah er den eigenen Tisch, dessen Ränder reichliche Messereinschnitte aufwiesen. Sie rührten von der Hand eines Kindes her, dessen nachsichtige Eltern glaubten, ihm keinen Wunsch vertragen zu dürfen, und die nicht geachtet genug waren, den Beschäftigungsbetrieb des Kindes auf richtige Wege zu leiten. Hinter dem Tisch stand das harte, lederbezogene Sofa, einige alte Stühle und eine Kommode, auf der zwei porzellanene Hunde ihre vergoldeten Mäuler lekten. In einer Ecke der Stube lag ein Bündel mit unbeschreiblichen Din-

gen, vielleicht alten Kleidern, die mit Pferdebeden und Säden bedeckt waren.

Der Arzt folgte der Frau, die die Lampe vom Tisch genommen hatte, in die Kammer und sah hier einen Knaben mit gerötetem Gesicht im Bette liegen.

Als Doktor Bischoff das Bett zurückschlug und bemerkte, daß der Knabe völlig angekleidet war, machte er der Frau mit gedämpfter Stimme Vorwürfe.

„Das ist wirklich ein Unfug, dem man gar zu oft trifft,“ sagte er, „und gegen den alles Reden nutzlos zu sein scheint! Der Knabe muß ausgezogen werden! Obendrein ist die Luft im Zimmer nicht, wie sich's gehört!“

Die Frau zögerte etwas.

„So zieh Dich aus!“ sagte der Arzt freundlich zu dem Knaben. „Wie heißt Du denn?“

„Otto!“ entgegnete dieser mit der Schüchternheit verzogener Kinder.

„Also zieh Dich aus, Otto! Ich tue Dir nichts. Warte, ich will Dir helfen! So! Siehst Du?“

„Mein Mann wollte es so!“ meinte die Frau entschuldigend.

„Wo ist er denn?“ fragte der Doktor.

„Draußen beim Pferd! Ich höre ihn schon kommen!“

Auch der Doktor hörte bereits die schwerfälligen Schritte des Mannes, der von unten heraufkam.

Als der Knabe bis auf's Hemd entkleidet war, trat der Mann ein und begrüßte den Arzt mit einem kurzen „Guten Abend.“

„Das Kind darf nicht mit seinen Kleidern im Bette liegen, davon allein wird es schon krank!“ sagte der Arzt zum Vater und warf dabei einen Blick auf ihn.

Der Fuhrmann Pläter sah eigentlich wie ein großer Junge aus, aber wie ein Junge mit freudlosem, lauerndem, unstemem Blick. In seinem ganzen Wesen, wie er gebückt in der niedrigen Kammer stand und die Hände rieb, wie er immer lächelnd mit dem schwachen, grausamen Zusammenreißen der Augen und dem kaum merkblichen Heben der Lippen, lag etwas Schleichendes und Abstoßendes.

„Wie viel Kinder haben Sie?“ fragte der Arzt ihn.

„Nur diesen einen Knaben!“ erwiderte der Fuhrmann, „nur diesen einen Knaben!“

Das Lächeln verschwand von seinem Gesicht und machte einem traurigen, sorgenvollen Ernste Platz.

Doktor Bischoff untersuchte das Kind, drückte ihm den Finger in den geröteten Rücken, zählte die Pulsschläge nach der Uhr und holte sodann ein Thermometer hervor, um die Körpertemperatur zu messen. Inzwischen richtete er einige Fragen an die Eltern.

Er erfuhr, daß das Kind sich stark übergeben und über Kopfschmerzen geklagt habe.

Dann, nachdem er das Thermometer hervorgeholt hatte, beruhigte er die Eltern mit der Erklärung, daß keine Gefahr vorhanden sei, und daß es sich schlimmsten Falls um ein Scharlachfieber handeln könne.

Der Vater atmete erleichtert auf, und ein Strahl von Glück schob aus seinem Auge.

„Es wird nichts weiter als eine Erkältung sein, die nicht ausbleiben kann, wenn der Otto mit Stiefel und Sporen im Bett liegt!“ sagte der Doktor.

„Wir meinten es gut und wollten ihn gerade vor Krankheit bewahren!“ sagte der Mann. „Er ist ja unser einziges Glück!“

„Nun, geht es doch sonst ganz gut!“ sagte der Arzt.

„Danke, außerordentlich! Das heißt, es geht uns schlecht!“ entgegnete der Mann, in sein altes Grinsen wieder zurückfallend.

„Wieso denn?“ fragte der Arzt.

Der Fuhrmann rieb bestig seine Hände und sagte:

„Man kommt nicht vorwärts — man schafft zu wenig! Das Glück ist sparsam mit Renten von unserer Art, es wirft uns nichts als Brocken zu! Ja, wenn —“

Er murzte etwas Unverständliches.

„Ich habe nicht verstanden!“ sagte der Arzt und hatte bereits Hut und Stod in der Hand.

„Wenn ich die Fahren für Herrn Doktor hätte, das bringt einen hübschen Schilling ein, und ich könnte zwei Pferde halten! Aber so! — Ja, aber so!“

„Nun,“ sagte der Doktor, „einen Fuhrmann kann ich ja nur haben; indessen scheint mir, daß man auch bei langamer Fahrt zum Ziele kommt. Manches Schiff, das zu rasch vorwärts stürmt, gerät auf die Klippen, und das ist bei schneller Fahrt gefährlich!“

„Ganz richtig! Jawohl, ganz richtig! Auf die Klippen! Wo für das Kind ist keine Gefahr?“

„Ich hoffe nicht. Möchten Sie morgen früh gut alle Zimmer und lassen Sie den Knaben im Bett. Für alle Fälle verhan-

gen Sie das Fenster etwas! Ich komme morgen wieder!“

Die Frau leuchtete dem Arzt mit der Lampe nach dem Flur, und die dunklen Wände, der alte, gebrechliche Fußboden, der schwarze Abgrund, in dem die Treppe nach unten zu dem Ställen führte, verschlangen den matten Schein.

Der Arzt holte draußen tief die reine Herbstluft ein und lenkte die Schritte seiner Wohnung zu. Er fühlte sich nicht gerade angenehm berührt durch das eigentümliche, gewundene Wesen des Fuhrmanns; aber er ließ einen starken Widerwillen nicht aufkommen, dazu lagen keine Gründe vor, und dazu war er eine wahrhaft vornehme Natur. Er stieg als Arzt zu oft in die Niedrigkeiten des Lebens hinab, und er wußte, daß manches, was in der Theorie als bedauerndwert, unausführlich oder abstoßend erschien, in der Praxis gar nicht so unerfreulich war, und daß das Elend kleiner Leute häufiger in der eigenen, weit häufiger aber noch in fremder Leute Einbildung besteht.

2. Kapitel.

Doktor Bischoff war der Sohn wohlhabender Eltern und hatte sich eine ausgedehnte Rundschau erworben. Mit seinem Kollegen, dem alten Doktor Propp, stand er in gutem Verhältnis, verkehrte auch in dessen Hause, ein Einvernehmen, wie es nicht oft angetroffen wird. Er war noch unverheiratet, und es wäre verkehrt, zu glauben, daß sich die Damen der Stadt nicht alle Mühe gaben, sich ihm bemerklich zu machen. Die Mütter ließen es nicht an Einladungen fehlen und munterten ihn auf, beim Tee zuzulangen, in der angenehmen Hoffnung, daß er dabei unversehens nach der Hand der Tochter langen möchte. Auch die Männer suchten seine Freundschaft, die Vornehmen wegen seiner unversetzten, natürlichen Heiterkeit, die Geringeren, damit vom Glanze seines Titels ein Widerschein auf sie selbst falle, die Geringsten, um sich von ihm umsonst behandeln zu lassen und ihn in dankbarer Erkenntlichkeit anzuborgen. Es war bekannt, daß er reichlich gab, ohne erst ängstlich zu prüfen, ob Bedürftigkeit vorliege.

Er gehörte fast zu allen Vereinen und ging oft in die Versammlungen, und es kam vor, daß er dann in später Stunde nicht ohne Kampf aus seinen Kleidern herauskam, weil seine Hände nicht ganz so konnten, wie ihr Thron, der Kopf, es wünschte.

Er verließ die öde, enge, wurmartige Mauerstraße mit dem kleinen Wohnhause, die bei all ihrer hoffnungslosen Unterwürfigkeit zu ausschauen, als wenn sie noch obendrein an Brustbeklemmung litten, und gelangte in die Turmstraße, die untermals ihren Namen von dem Umstande hat, daß in ihr nirgends eine Spur von einem Turm zu entdecken war, eine lange Straße von wehmütigen, krankhaftem Aussehen. Eine Seitengasse führte ihn endlich in die Landesherrenstraße, die vornehmste Straße der Stadt, in der Leben pulsiert, wie es etwas schönfärbisch im Wochenblatt heißt. Aber sie hatte doch Bürgersteig, Schaufenster, Firmenschilder und gekröpfte Linden vor einigen Häusern.

In diesem Hause bewohnte der Arzt den Stod eines freundlichen Wohnhauses, das dem Uhrmacher Schetter gehörte.

Schetter hatte etwas Russisches in seinem Gesicht: kleine schwarze Augen, kumpfe Nase, herabhängenden Schnurrbart. Auf seinen Wangen gab er nicht viel, und er gab sich nicht die Mühe, Knöpfe an seinem Rock zu suchen, da er wußte, daß sie längst abgerissen waren. Und das war der Rock, in welchem er täglich eine würdige alte Dame besuchte, die auf dem Turm wohnte und zuweilen Zahnschmerzen hatte. Er sagte „Tante“ zu ihr, was sie sich ebenso gefallen ließ, als daß er sie jeden Tag gründlich aufzog. Sie knarrte und senkte nur dazu, und es war Schatters Stolz, daß sie oft richtig ging. Ihre beiden Beine waren von Natur dazu bestimmt, rechtshin zu marschieren; aber zuweilen machte sich die Turmwehr den Scherz, nur einen Zeiger laufen, und den anderen stillstehen zu lassen, oder sie versuchte, links herum zu marschieren. Aber Schetter bestrafte sie für solche Waden mit höhnischen Worten und stieß mit Bohrer und Jangen in ihre Eingeweide, daß sie eine zeitlang wieder gehorsam war.

Auch noch Hunderte von anderen Geschöpfen ließen sich von Schetter leiten. Es waren jüngere und kleinere Verwandte der Tante auf dem Turm, ohne die mindeste Aussicht, zu wachsen. Nach und nach brachte er sie an den Mann und häufte sie, ehe er sich von ihnen trennte, gründlich ab. Das war seine einzige Mitgift; sonst machte er's wie die Neger, er ließ sich für seine Kinder bezahlen, ehe er sie weggab. Es war ein stilles, angenehmes, gewinnbringendes Geschäft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herbst- und Wintermode von 1907. *)

Jede neue Saison pflegt von Illusionen begleitet zu sein. Inbezug auf die Mode erwartet man von ihr, daß sie mindestens etwas Neues, wenn nichts Ungewöhnliches bringe. Und bleibt dies dann aus, so ist man enttäuscht. Vielleicht wird dies auch in diesem Herbst bei den Anspruchsvollen der Fall sein, denn die Herbstmode wandelt ruhig im Geiste der Sommermode weiter, enthält sich aller Umsturzgedanken und trägt farbenfreudig gestreift, einen gewissen Optimismus in Form und Farben zur Schau, der sich lähn über die kommenden grauen Tage mit ihrer unfreundlichen Kühle hinwegsetzt. In Farben ist reichliche Auswahl vorhanden: Braun in allen Abstufungen, Violett mit einem Stich ins Bläuliche, Grau in Nidel-, elefanten-, maukourts- und rauchgrauen Tönen, dann Weinrot und die verschiedensten Schattierungen von Grün, unter denen ein „Entengrün“ das Entzücken der Ultramodernen ausmacht. Streifen und ziemlich große Karos in gedämpften Farben werden sich in die Gunst des Publikums zu teilen haben, als Gipfel der Eleganz gelten darin gestreifte und karierte Tücher, denen im gestreiften Samt ein starker Rivalen erwachsen ist. Allem Anschein nach dürfte sich die Vorliebe für letzteres Gewebe zu einer direkten Samtmode auswachsen, die trotz der Schwere des Materials der Begünstigung des Japanischen keinerlei Abbruch tut. Ja das Japanische! Noch immer hat es seine Rolle nicht ausgespielt, vielmehr behauptet es sich derart an erster Stelle, daß man fast glauben möchte, es gäbe gar kein anderes Tailleurarrangement als nur dieses. Und dabei fängt man bereits an des ewigen Kimonoärmels müde zu werden und nach Neuem



Modell Nr. 4418.



Modell Nr. 4422.

Auszuhalten! Die sonst so rastlose Mode scheint hier, vielleicht um sich zu neuen Taten zu rüsten, einmal Stillstand zu machen und so werden uns denn für die Dauer der Saison die legenden, die Linien des Oberkörpers fast ganz verwischenden Gewänder der schlängeligen Blusen noch immer die Motive für die neuen Taillen und Blusen liefern müssen. Durch bunten orientalischen Vortenaufputz sucht man diesen Hüllen einen möglichst exotischen Anstrich zu geben, auch reiche Coutachestidereien, Ton in Ton gehalten, sind an ihnen sehr en vogue. Für die sie ergänzenden Unterblusen gilt weißer oder grauweißer, dicht durchstopfter Füllstoff als besonders schül, während bei einfacheren Taillen die Blusenhemdchen aus gestreifter oder kariierter Seide oder waschbarem Flanell bestehen. Von der überaus großen Vielseitigkeit dieser Japan-Mode lassen wir hier einige Beispiele folgen. Die einfachste Variation wird an unserem alten Modell Nr. 4418 veranschaulicht. Blau-weißgestreifte Libertyseide vereinigte sich hier mit einer Füllstoffbluse zu einem reizvollen Gesellschaftsleibe, dessen mit stark verbreiteter Schulter geschnittene Ueberbluse eine Umrandung von

breiten dunkelblauen Pannebanden zeigt und unter dem Arm und am Ausschnitt die Spitzenbluse sichtbar werden läßt. Der hierzu getragene Faltenrock ist oben in dichte Falten gelegt, die scharf niedergeplättet, unten frei auspringen. Während diese Form der japanischen Taille den Oberkörper ziemlich stark verbreitert, bewirken die Faltungen mit angeschnittenem Glodenärmel fast gerade das Gegenteil, da die weich und lose herabfallende Glode die Eigenschaft besitzt, die natürliche Schulterlinie zu betonen. Diesen Genre vertritt unser durch Modell Nr. 4422 dargestelltes elegantes Hauskleid aus braunem, schwarzkariertem Wollstoff, der durch schwarze Seidentresse seine geotogene Garnitur erhält. Hier ist der geschlichte glodige Ärmel der Taille angeschnitten, die durch ein Vastteil und Halbärmel aus weißem Wollbattist vervollständigt wird. Der leicht schleppende Rock hat eine in Falten gelegte Vorderbahn, die übrigen Rockbahnen sind unten abgerundet und mit Tresse besetzt. Das Kapitel: „Rockmanheiten“ ist in dieser Saison bis jetzt ziemlich stiefmütterlich bedacht, bleibt doch der weich herabfallende, leicht schleppende Glodenrock nach wie vor für alle Gelegenheiten, wo es gilt, elegant aufzutreten, während für den täglichen Gebrauch der fußfreie oder den Boden knapp streifende Rock dominiert. Bei ihm hat die Mode einen Kompromiß geschlossen, indem sie ohne auf die Hüftschlantheit des glatten Rockes verzichtend, denselben durch einige Faltenbahnen bereicherte, die in die vordere und hintere Mitte verlegt, zuweilen noch durch seitlich eingesezte Faltengruppen ergänzt werden, wodurch das Ganze mehr wie ein Faltenrock wirkt. Wien und Paris machen eifrig für Tunika- und Doppelröcke Propaganda, für uns ist dies aber noch zu sehr Zukunftsmusik, als daß sich schon jetzt an eine Verwirklichung dieser Mode denken ließe, gegen die sich die praktische deutsche Frau in der Regel immer ziemlich kühl verhält. Dagegen ist der Ärmel zurzeit



Modell Nr. 6336.

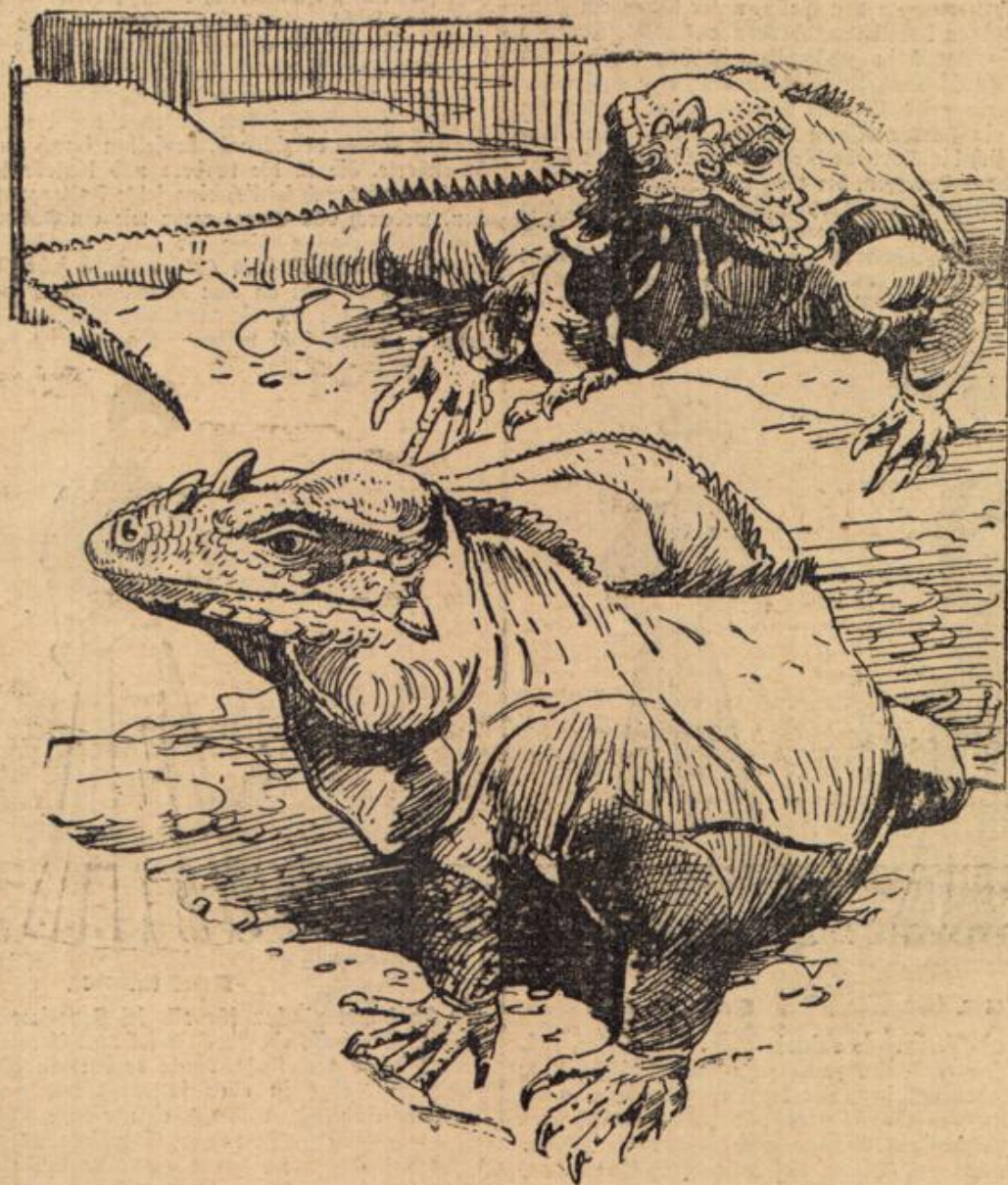
das Versuchsanfängen für allerlei Experimente. Und zwar der noch immer halb, oder dreiviertellange Ärmel. Von der Breite der Schulter beeinflusst, taucht er bald in blufiger Form ohne Ärmel auf, oder ist oben faltenlos mit einem Paspoil dem Ärmelohr eingefügt, während eine andere Kategorie der Bluse gleich angeschnitten ist und ihren größten Umfang unterhalb des Ellbogens erhält, wo sie in ein Bündchen tritt. Konservative Seelen bleiben dem bewährten Keulen- und Puffärmel treu und prophezeien, trüber Ahnung voll, daß sich der letztgenannte Japanärmel zum Saucenwischer ausbilden wird. Möglicherweise, daß sie damit Recht behalten! Für das elegante Kleid aber wird noch immer der Doppelärmel bevorzugt, der sich aus überfallender Glode oder angelegtem Japanärmel und dem Puffärmel der Bluse zusammensetzt. Auch die Bluse erscheint vielfach von dieser Vorliebe für den Doppelärmel und den Japonismus beeinflusst. (Siehe Modell Nr. 6336.) Die aus dünnem rauchgrauen Samt gefertigte, in Quetschfalten geordnete Bluse ist mit schmalen Japanärmel gearbeitet, der leicht über den puffyen Halbärmel fällt. Zwischen den Falten wird eine blau-rot-gold-gestickte Borte sichtbar, die seine Goldquästchen abschließen, den keinen runden Ausschnitt fällt eine Spitzenmasse. Einen angenehmen Kontrast zu der reichen Wirkung dieser Bluse bildet der schlichte graue Tuchrock, der mit in Falten gelegter Vorderer und hinterer Mittelbahn gearbeitet ohne jede Garnitur bleibt. Einfachere Blusen fertigt man gern mit verbreiteter

*) Bearbeitet und mit Abbildungen versehen von der Internationalen Schnittmanufaktur, Dresden-N. Reichhaltiges Modenalbum und Schnittmusterbuch à 60 Pfg. daselbst erhältlich.

Schürter, die entweder durch ein kleines angeschnittenes Epaulette, breit über die Achseln greifende Falten oder trägerartige Streifen bewirkt wird. Für diesen Genre gelten weiche, mittelbreit gestreifte Wollstoffe in gedämpften Farben als das beliebteste Material, dessen ruhige Wirkung man durch farbige Paspoils, Knöpfchen und Schnurschlingen etwas aufzumuntern sucht. Für gutgewachsene volle Figuren bringt die Mode glattgehaltene Blusen, denen der halblange, in ein Bündchen gefasste Halsärmel gleich angeschnitten ist und die sich besonders in gebühter japanischer Seide sehr effektiv machen. Die gängigen Sammt- und Seidenblusen weisen neben kleinen weißen Spitzenpasssen vorherrschend durchbrochene, im Ton der Bluse gehaltene Koller auf, die aus schmalen Seidenblenden und a jour Strich

hergestellt, fast durchgängig mit Rückenschlaß versehen sind. Der Liebling der Frauenwelt wird aber auch in dieser Saison die schlichte bequeme Hemdbluse bleiben. Sie hat sich als ureigenste Domaine das Haus und die Devise erkoren: „Je einfacher, desto chicer“, und so bietet sie, ob in Wolle oder Seide, allen japanischen Einflüssen kräftig Trotz und ist von in der Wirtschaft, im Hause oder im Berufsleben tätigen Frauen lieb und unentbehrlich geworden. Samt der langschüssigen Bluse ist sie das Gegengewicht, das sich dem Japonismus entgegenstellt, eine Verkörperung des soliden deutschen Geschmacks, der fremdländischen Phantasiegebilden gegenüber um sein Recht ringt. Sehen wir zu, wer den Sieg behält!

Neue Gäfte im Berliner Aquarium.



Im Berliner Aquarium sind seit einiger Zeit Nashorn-Leguanen untergebracht. Es sind Kammeidechsen, die auf der Nase vorstehende Höcker haben. Sie werden bis 1,5 m. lang, sind blattgrün, an mehreren Stellen in blau, dunkelgrün, braun übergehend, auf der Unterseite und den Beinen gestreift, am Schwanz geringelt. Sie leben in Brasilien, Mittelamerika und auf den Antillen, meist auf Bäumen und am Wasser. Sie schwim-

men sehr gut, nähren sich von Insekten, fressen aber auch Pflanzentstoffe und sehen sich, in die Enge getrieben, mutig zur Wehr und zeigen sich böshaft und tückisch. Man jagt sie wegen ihres zarten Fleisches, auch werden die Eier sehr gern gegessen. Oft werden sie auch in Häusern und Gärten gehalten, wo sie lästige Insekten fressen.

Geschäftliches.

— Seitdem die Preise vieler Lebensmittel so gestiegen sind, muß manche Hausfrau ernstlich darüber nachdenken, wie es zu ermöglichen ist, mit ihrem Haushaltsgelbe auszukommen. Die Preise für Milch, Mehl, Zucker und Eier sind immer noch niedrig zu nennen. Aus diesen kann man wohl schmeckende und

zugleich nahrhafte Speisen herstellen. Man muß nur wissen, wie das auf bequemste und billigste Weise zu machen ist. Auf der Rückseite der Düten von Dr. Dettler's Backpulver und Pudringpulver stehen die Rezepte. Auch erhalten alle Leserinnen, die sich auf diese Zeitung berufen, Rezeptbücher etc. gratis und franko zugesandt von der durch ihr Backpulver überall bekannten Firma Dr. A. Dettler, Bielefeld.